

Weshalb die Bergpredigt keine gesellschaftliche Alternative eröffnet

Es ist in den letzten Jahren – zumindest auf dem Büchermarkt und bei den großen katholischen und evangelischen Tagungshäusern – relativ still geworden um die Bergpredigt, ganz im Gegensatz zu der Zeit, als die Friedensbewegung in Politik und Gesellschaft noch hohe Wellen schlug.

Man mag dies bedauern, und doch dürfte dieses Abflauen des Interesses an der Bergpredigt nicht nur durch einen veränderten Trend, eine neue Mode in der Erwachsenenbildung verursacht sein. Denn im Grunde war es ja gar nicht die Bergpredigt gewesen, die so viele Menschen in den 70er und 80er Jahren bewegt hatte. Sie, die Bergpredigt, war letztendlich nur ein untaugliches Vehikel für eine große aufgebrochene Hoffnung. Aber eben um dieser Hoffnung willen sollten wir uns weder mit dem Verschwinden des Interesses an der Bergpredigt einfach abfinden noch sollten wir das abflauende Interesse aufs Neue zu beleben versuchen.

Um jener einstigen Hoffnung willen möchte ich mit Ihnen vielmehr der Frage nachgehen: Weshalb kann die Bergpredigt überhaupt nicht leisten, was man mit ihrer Hilfe zu erreichen hoffte? Was bietet den wirklichen Ausweg, die eigentliche gesellschaftliche und politische Alternative?

I. Womit haben wir es bei der Bergpredigt zu tun?

Lassen Sie mich zur Beantwortung dieser Frage mit dem Zitat eines angesehenen katholischen Neutestamentlers beginnen. Gerhard Lohfink, der ehemalige Inhaber des Lehrstuhls für neutestamentliche Exegese an unserer Katholisch-Theologischen Fakultät in Tübingen, schreibt in seinem 1982 bei Herder erschienenem Buch „Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?“ Folgendes:

„Bergpredigt wie Feldrede gehen in ihrem Grundbestand auf die erste programmatische Redekomposition der so genannten Logienquelle zurück. Lukas steht dieser Vorlage noch am nächsten. Matthäus hat sie durch zusätzliches Traditionsmaterial bedeutend erweitert. Es handelt sich also schon in der Logienquelle, dann auch bei Lukas, erst recht aber bei Matthäus um sekundäre Kompositionen ursprünglich disparaten Logienmaterials (das freilich in sich betrachtet sehr alt und zum größeren Teil jesuanisch ist). Deshalb sind selbstverständlich auch die Rahmungen der Bergpredigt und der Feldrede redaktionell, das heißt, sie geben nicht einfachhin eine historische Situation im Leben Jesu wieder.“ (S. 47)

Wir haben es bei der Bergpredigt also nicht mit einer Rede zu tun, die Jesus einmal so oder ähnlich gehalten hätte. Denn nach allem, was wir wissen, hatte Jesus sich nie in einer derart umfassenden Grundsatzrede an die Menschen gewandt, wenn sie in Scharen zu ihm strömten. Er hatte bei diesen Gelegenheiten den Menschen lieber *Gleichnisse* erzählt – so wie es uns beispielsweise Mk 4 berichtet wird:

„Ein andermal lehrte er wieder am Ufer des Sees, und sehr viele Menschen versammelten sich um ihn. Er stieg deshalb in ein Boot auf dem See und setzte sich; die Leute aber standen am Ufer. Und er sprach lange zu ihnen und lehrte sie in Form von Gleichnissen... [Es folgen das Gleichnis vom Sämann; das Gleichnis vom Wachsen der Saat; das Gleichnis vom Senfkorn.] Durch viele solche Gleichnisse verkündete er ihnen das Wort, so wie sie es aufnehmen konnten.“ (Mk 4,1f.33)

Allem Anschein nach liebte Jesus Gleichnisse, nicht aber längere ethische Belehrungen! Weshalb? Wir werden darauf zurückkommen.

Wenn nun aber die Bergpredigt so wie wir sie Mt 5-7 lesen ein Werk des Evangelisten Matthäus ist, weshalb hatte der sie verfasst und Jesus in den Mund gelegt?

Nun, in dieser Frage gibt es heute keine Diskussion mehr. In ökumenischer Eintracht geht die neutestamentliche Wissenschaft nämlich davon aus, dass Matthäus sein Evangelium für Christen schrieb, die überwiegend Juden waren und unter Juden, inmitten des jüdischen Volkes also, *lebten*. Und ganz offensichtlich hatten die matthäischen Christen mit diesem ihrem Jude-Sein keinerlei Schwierigkeiten. Abraham, Isaak und Jakob – das waren auch ihre Väter, die Propheten waren auch

ihre Propheten und Mose mit seinem Gesetz war auch für sie der, durch den Gott seinem auserwählten Volk seinen Willen kundgetan hatte. Das heißt: Die matthäischen Christen gehörten zum überwiegenden Teil von Geburt an und durch die lange Kette ihrer Vorfahren zu *Israel*, und nichts weist darauf hin, dass *sie* damit irgendwelche Probleme gehabt hätten.

Freilich, nicht zuletzt durch das Wirken des Apostels Paulus waren die *jüdischen* Christen in den Augen vieler Juden zu Abtrünnigen geworden, die ihre Herkunft verrieten, war doch innerhalb des beginnenden Christentums das Wort des Apostels Paulus aus dem Römerbrief unwidersprochen geblieben:

„Christus ist das Ende des Gesetzes.“ (10,4)

Wer so die Gültigkeit des Gesetzes, der Tora, leugnete, der konnte doch kein echter Jude mehr sein; der gehörte doch nicht mehr länger zu Israel!

Dem gegenüber will nun Matthäus durch sein ganzes Evangelium den Nachweis erbringen, dass mit Jesus keinesfalls das Ende des Gesetzes gekommen war, weil Jesus von Geburt an bis zu seinem Tod das Gesetz immer nur bestätigt, d.h. „erfüllt“, hatte.

Das Matthäusevangelium verfolgt also eine doppelte Strategie:

nach außen will es all jenen den Wind aus den Segeln nehmen, die im beginnenden Christentum den Totengräber Israels sehen;

nach innen aber will es klarstellen, wie das Gesetz, die Tora, zu verstehen und zu praktizieren ist.

Aus diesem Grund zeichnet nun Matthäus Jesus am Beginn seines öffentlichen Wirkens, noch ehe er Genaueres von ihm berichtet, als den, der wie einst Mose auf dem Berg Gottes Willen in aller Klarheit verkündet und der ganz Israel ausdrücklich wissen lässt:

„Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bis alles geschehen ist. Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein. Wer sie aber hält und halten lehrt, der wird groß sein im Himmelreich.“ (5,17-19)

Gewiss, auch Matthäus war sich bewusst, dass das Gesetz seit Jesu Kommen und Wirken nur noch in der von Jesus gewiesenen Richtung verstanden, angewandt und gelebt werden konnte, wenn das „Himmelreich“, das mit Jesus gekommen war, der *Lebensraum* für die Menschen sein und bleiben sollte. Daher ließ Matthäus Jesus in der Bergpredigt eben nicht nur, wie eben gehört, die dauernde Gültigkeit des Gesetzes feststellen. Er ließ alle, die aus Israel an jenen Berg zu ihm gekommen waren, auch wissen:

„Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ (5,20)

Wann aber war diese „größere Gerechtigkeit“ in den Augen des Matthäus gegeben?

Diese Frage versucht Matthäus in der Bergpredigt beispielhaft zu beantworten. Nach ihr besteht die „größere Gerechtigkeit“ darin, dass ein Mensch nicht beim Wortlaut des Gesetzes stehen bleibt, sondern sich Gottes Willen ganz, d.h. bis zuletzt, zu Herzen nimmt (vgl. 5,21-48), und darin, dass er sich nicht nur in den vom Gesetz vorgesehenen Fällen, sondern in all seinem Denken, Fühlen und Tun an Gott orientiert (davon handeln etwa Kap. 6f, aber auch die Gleichnisse vom so genannten Schalksknecht oder von den Arbeitern im Weinberg).

All das ändert freilich nichts daran, dass wir – Christen, Juden und alle übrigen Menschen – dem Willen Gottes in der Bergpredigt letztendlich in der *Form* des Gesetzes und als *Bestätigung* des Gesetzes begegnen. Die Bergpredigt – wo sie verkündet wird, dort wird im besten Fall eine Reihe bestehender Gesetze durch ein neues Gesetz ersetzt. *Deshalb* ist die Bergpredigt keine echte gesellschaftliche Alternative. Darin besteht die Schwäche auch der Bergpredigt. Durch ihre Form und ihre Zielrichtung ging Wesentliches aus dem Leben und aus der Verkündigung Jesu verloren.

II. Was ging in der Bergpredigt verloren?

Es war Matthäus, der der Bergpredigt in Inhalt und Form ihre heutige Gestalt gab. Das bedeutet freilich nicht, dass er sie einfach „erfunden“ hätte. Schließlich war er ja nicht der erste gewesen, der eine derartige Sammlung von Herrenworten vorgenommen hätte. Da existierte beispielsweise bereits die auch von Gerhard Lohfink erwähnte so genannte Logienquelle, die wohl umfangreichste urchristliche Sammlung von Herrenworten, doch gewiss gab es neben ihr auch noch andere, kleinere Sammlungen von Worten, die man Jesus zuschrieb und die dann zum Teil von Matthäus, zum Teil von Lukas ebenfalls in ihr Evangelium aufgenommen wurden.

Betrachtet man diese gesammelten Jesusworte nun etwas genauer, so kann man sie – grob gesagt – in drei Kategorien einteilen:

1. Worte, die vor allem an das Volk, d.h. an die Menschen gerichtet waren, die aus irgendwelchen Gründen „von außen“ zu Jesus gekommen waren. Hierunter fallen die meisten Gleichnisse (vgl. Mk 4; 12,1-12; Lk 16,1-8.19-31 u.ö.).

2. Worte, mit denen Jesus *Fragen* beantwortete, etwa weshalb seine Jünger nicht fasten (Mk 2,18f), ob man die Ehe scheiden darf (Mk 10,2-12), ob man dem Kaiser Steuern zahlen darf (Mk 12,13-17) und ob es wirklich eine Auferstehung gibt (Mk 12,18-27).

3. Worte, mit denen Jesus sich ausdrücklich an seine Jünger (und Jüngerinnen) wandte.

Achtet man nun darauf, in welchen Zusammenhängen Jesus *ungefragt*, also von sich aus, ethische Weisungen gab, so fällt auf, dass sie alle in die 3. Kategorie gehören: „Worte, mit denen Jesus sich ausdrücklich an seine Jünger (und Jüngerinnen) wandte“. Nie formulierte Jesus – der historische Jesus! – aus eigenem Antrieb irgendeine Weisung, irgendein Gebot, das „man“ ganz allgemein in Israel (neu, besser oder überhaupt) beachten müsse!

Oder anders ausgedrückt: Jesus fühlte sich allem Anschein nach nicht berufen, auch den Priestern in Jerusalem, den Beamten am Königshof, den Großgrundbesitzern und den Handwerkern zu sagen, was *sie* als Glieder des Gottesvolkes (noch) besser zu tun oder zu lassen hätten.

Diese Beobachtung gewinnt noch an Brisanz, wenn man einmal darauf achtet, wovon Jesu Weisungen konkret handeln.

Mit ihnen mahnte Jesus: nicht zu zürnen: Mt 5,21f

die Ehe des anderen zu respektieren: Mt 5,27f

nicht zu richten, sondern einander zu vergeben: Lk 6,37-42

auch die Feinde zu lieben: Lk 6,27-36

absolut zuverlässig zu sein: Mt 5,37 (vgl. Jak 5,12)

einander zu dienen, gerade wenn man etwas Besonderes sein will: Mk 9,33-35; 10,35-44

keinen Anstoß zu geben: Mk 9,42

sich vor dem „Sauerteig der Pharisäer und Herodianer“ zu hüten: Mk 8,14-21

Fragt man sich, weshalb Jesus gerade diese Weisungen gegeben haben könnte; fragt man also nach ihrem möglichen „Sitz im Leben“, dann führen sie alle auf den Jüngerkreis hin, auf *seine* Chancen und Bedürfnisse, auf *seine* Nöte und Schwierigkeiten – auch und gerade ein Wort wie Mt 5,27: „Ich sage euch: Ein jeder, der eine Frau mit begierlicher Absicht anblickt, hat mit ihr schon Ehebruch geübt in seinem Herzen!“. Auch dieses Wort erklärt sich ja am ungezwungensten aus der Welt von Jesu Jüngerschar, in der *junge* Männer *und* Frauen plötzlich in einem „Freiraum“ zusammen lebten!

Doch was war wohl der Grund für diese schon auffällige Beschränkung und Engführung bei Jesu Weisungen?

Sie wird verständlich, wenn wir uns darauf besinnen, was die Jünger und Jüngerinnen für Jesus bedeuteten. Dazu muss ich Sie freilich um ein wenig zusätzliche Geduld für einen scheinbaren Umweg bitten.

Sie kennen wohl alle jene doch etwas befremdliche Notiz aus dem Markusevangelium, wonach Jesu eigene Familie auszog, um ihren scheinbar verrückt gewordenen Sohn und Bruder heimzuholen, der (wie man hörte) nicht einmal mehr Zeit zum Essen fand. Markus schreibt:

„Jesus ging in ein Haus, und wieder kamen so viele Menschen zusammen, dass er und die Jünger nicht einmal mehr essen konnten. Als seine Angehörigen davon hörten, machten sie sich auf den Weg, um ihn mit Gewalt zurückzuholen; denn sie sagten: Er ist verrückt geworden!“ (Mk 3,20f)

Jesu Reaktion auf dieses „Familienunternehmen“ schildert Markus etwas später so:

„Da kamen seine Mutter und seine Brüder; sie blieben vor dem Haus stehen und ließen ihn herausrufen. Es saßen viele Leute um ihn herum, und man sagte zu ihm: Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und fragen nach dir. Er erwiderte: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und er blickte auf die Menschen, die im Kreis um ihn herumsaßen und sagte: Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes tut, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter.“ (Mk 3,31-35)

Beide Texte zusammen gesehen lassen doch nur *einen* Schluss zu: Zwischen Jesus und dem Rest seiner Familie stimmte „die Chemie“ nicht. Ganz offensichtlich stand Jesus mit dem, was ihn bewegte, in seiner Familie allein!

Und das wohl keineswegs erst seit kurzem. Denn da ist ja noch jener andere Vorfall, über den wir, leider, in der Regel auch zu schnell hinweggehen: Ich meine Jesu Gang zu Johannes dem Täufer. Jesus hätte sich dazu ja wohl kaum entschlossen, wenn er sich nicht *positiv* von dem Täufer angesprochen gefühlt und wenn er ihm nicht innerlich zugestimmt hätte.

Nun hatte Johannes aber, wie wir alle wissen, nicht nur das nahe Ende der Welt verkündet; er hatte auch behauptet, dass dann nur diejenigen in Gottes Gericht verschont und gerettet würden, die sich zuvor von ihm hatten taufen lassen.

Diese Überzeugung musste Jesus geteilt haben; denn wir können ja kaum annehmen, Jesus habe sich nur „vorsichtshalber“ von Johannes taufen lassen. Das bedeutet aber: Jesus muss geglaubt haben: *Nur wer sich taufen lässt, wird in Gottes Zorngericht gerettet!* Und dennoch sehen wir ihn allein, ohne irgend jemand anderem aus seiner Familie auf dem Weg von Nazaret an den Jordan.

Das wird doch nur verständlich, wenn der Rest von Jesu Familie da ganz anderer Meinung war und es Jesus nicht gelungen war, seine Mutter, seine Brüder und seine Schwestern von *seinem* Gottesbild und von *seiner* Einschätzung der Gegenwart zu überzeugen – gleichgültig, ob Jesus mit seiner Meinung zu Hause auf taube Ohren gestoßen war oder ob er es vielleicht überhaupt nicht gewagt hatte, darüber mit den Übrigen daheim zu reden.

Jesu „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“ hatte gewiss eine längere Vorgeschichte. Jesus konnte von seiner Familie vielleicht alles erwarten – eines aber bestimmt nicht: Verständnis und Zustimmung.

Dann hatte sich aber in Jesu Leben *nach* der Taufe durch Johannes das ereignet, was ihn dazu gebracht hatte, eine ganz andere Botschaft als Johannes verkünden zu müssen:

„Die Zeit ist voll“ – darin stimmte er mit dem Täufer noch völlig überein. Aber dann:
„das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!“ (Mk 1,15)

Wenn wir verstehen wollen, wie Jesus zu dieser total veränderten Einschätzung seiner Gegenwart gekommen sein könnte, dann gibt es in der ganzen Jesus-Überlieferung eigentlich nur *ein* Wort, das diese grundlegende Wende in Jesu Leben einigermaßen nachvollziehbar erklären kann. Es ist jenes Wort, in dem Jesus ein einziges Mal von einer Vision spricht:

„Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen.“ (Lk 10,18)

An dem, was diese Vision für Jesus beinhaltete, kann es keinen Zweifel geben: Der Satan – er war auch im Judentum der Zeit Jesu nicht einfach der Verführer, sondern der Ankläger. Er war der, der *in Gottes Auftrag* vor Gott die Vergehen der Menschen zur Sprache brachte.

Wenn er nun aus dem Himmel gefallen war, dann war das (menschlich gedacht und gesprochen) gewiss nur *mit* Gottes Willen geschehen. Also war es Gott selbst, der nicht länger

irgendwelche Anklagen gegen seine Menschen, gegen sein Volk hören wollte. *Deshalb* war dem Satan „der himmlische Boden“ unter den Füßen weggezogen worden!

Gott kam also nicht wie Johannes der Täufer und auch er, Jesus, es bis dahin geglaubt hatte – Gott kam also in allernächster Zeit nicht als Richter, sondern...

An diesem Punkt müssen wir unseren Blick kurz noch auf ein anderes Jesuswort werfen, das ebenfalls authentisch sein muss, weil es bereits in der Urchristenheit keinen Anlass mehr gab, ein solches Wort zu „erfinden“ und es Jesus nachträglich in den Mund zu legen. Ich meine Jesu Antwort auf die Frage der Leute, weshalb *seine* Jünger im Unterschied zu den Jüngern des Täufers und den Pharisäern denn *nicht* fasten. Darauf antwortete Jesus ja:

„Können denn 'die Söhne des Brautgemachs' [d.h. die Freunde des Bräutigams!] fasten während der Bräutigam mit ihnen ist?“ (Mk 2,19a)

Wir dürfen uns hier nicht durch die Fortsetzung beirren lassen, die wir – nach allgemeiner Überzeugung – erst der Urchristenheiten verdanken:

„Solange der Bräutigam bei ihnen ist, können sie nicht fasten. Es werden aber Tage kommen, da wird ihnen der Bräutigam genommen; an jenem Tag werden sie fasten.“ (Mk 2,19b.20)

Der Bräutigam – der war *ursprünglich* keinesfalls Jesus gewesen. Hätte Jesus solches von sich behauptet, hätte er nur Spott und Hohn geerntet. Denn seit dem Propheten Hosea gab es für Israel nur *einen* (himmlischen) Bräutigam: Jahwe, Gott selbst.

Gott, an dessen baldiges Kommen Jesus noch immer genau so glaubte wie Johannes der Täufer – Gott würde nicht als Israels Richter, sondern als Israels Bräutigam kommen!

Nun aber gab es im damaligen Judentum den Brauch, dass der Bräutigam von den „Söhnen des Brautgemachs“, d.h. von *seinen* Freunden auf dem Weg zur Braut begleitet wurde. Der Bräutigam ging seinen Weg inmitten seiner Freunde – und als ein solcher Freund, der den Bräutigam begleitet, muss sich wohl zunächst einmal Jesus allein betrachtet haben. Und so, wie die Freunde den Bräutigam normalerweise mit Fackeln und Getöse begleiteten und so auf ihn aufmerksam machten, so machte nun er, Jesus, als des Bräutigams erster Freund auf den Gott – und damit auf die bevorstehende Vermählung – aufmerksam:

„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da! Kehrt um, und vertraut auf das Evangelium!“

So gesehen wird es nun auch verständlich, weshalb Jesus irgendwann einmal begann, andere junge Männer hinter sich her zu rufen – als weitere Freunde des Bräutigams: den Simon und den Andreas, den Jakobus und den Johannes...

Gewiss, wir sind es gewohnt, in dieser Geschichte die erste Jüngerberufung in die Nachfolge Jesu zu sehen – und unsere Bibelübersetzungen tun das Ihrige, um diesen Eindruck zu verstärken. Indem beispielsweise unsere *Einheitsübersetzung* zwischen Jesu Predigt und Jesu Ruf an die vier jungen Männer die Überschrift setzt: „Die Berufung der ersten Jünger“, und das beide Teile verbindende „und“ einfach „unter den Tisch“ fallen lässt, erweckt sie den Eindruck, als ob es jetzt mit dieser „Berufung“ erst so richtig „losgehen“ würde.

Denn lässt sie Jesus zu Simon und Andreas sagen: „Kommt her, folgt mir nach!“, wo Jesus doch nur ganz profan sagte: „Auf, hinter mich / hinter mir her!“

Und dem entsprechend überzieht unsere Einheitsübersetzung noch einmal, wenn sie die Geschichte im Blick auf Jakobus und Johannes mit der Feststellung beendet:

„und [sie] folgten Jesus nach“, wo es doch nur heißt: „und sie gingen weg hinter ihm her“!

Das heißt aber doch: Es spricht sehr vieles – ja meines Erachtens eigentlich alles – dafür, dass Jesus ursprünglich zunächst einmal nur deshalb Menschen „hinter sich her“ gerufen hat, weil er Freunde suchte, die bereit waren, mit ihm „Söhne des Brautgemachs“ zu sein, mit ihm also (ausgedrückt in der Vorstellungswelt und im Denken Israels) Gott auf seinem Weg zur Vermählung, Gott auf seinem Weg zur Vollendung zu begleiten – und so schon heute „im Reich Gottes“ zu leben.

Jesus brauchte Freunde, weil er leben wollte, was ihm aufgegangen war – und eben das verlangte von sich aus nach Gemeinschaft. Wir greifen zu kurz und verlieren das Wichtigste, wenn

wir aus Simon und Andreas, Jakobus und Johannes einfach „die ersten Jünger“ und aus Jesu Begegnung mit ihnen einen beispielhaften „Ruf zur Nachfolge“ machen.

Lassen Sie mich dies – weil es mir sehr wichtig zu sein scheint – auch noch an die Geschichte mit dem so genannten Reichen Jüngling zeigen. Sie kennen sie ja. Dennoch möchte ich Ihnen den Beginn des Textes vorlesen:

„Als sich Jesus wieder auf den Weg machte, lief ein Mann auf ihn zu, fiel vor ihm auf die Knie und fragte ihn: Guter Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? Jesus antwortete: Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott, dem Einen. Du kennst doch die Gebote: Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch aussagen, du sollst keinen Raub begehen, ehre deinen Vater und deine Mutter.“ (Mk 10,17-19)

Wer all das tut, tut Gutes. Wer all das tut, gewinnt das ewige Leben. Damit war die Frage des Mannes beantwortet; er hätte also gehen können.

Es ist ganz wichtig, dass wir uns dies klar machen: An diesem Punkt könnte unsere Geschichte abbrechen. Der Mann hatte erfahren, was er wissen wollte. Dass die Geschichte dennoch weiterging – das lag nicht an Jesus, so als ob ihm eingefallen wäre, ja noch etwas sehr Wichtiges vergessen zu haben. Es lag an dem Mann, dass das Gespräch weiterging, denn

„er erwiderte Jesus: Meister, alle diese Gebote habe ich von Jugend an befolgt.“

Es ist als ob der Mann einwenden wollte: „Ja ist das alles? Ich habe das Gefühl, dass mir noch etwas fehlt. Die Gebote tun – das füllt einen doch nicht aus! Das kann doch nicht schon alles sein!“

Da, in diesem Moment, veränderte sich Jesu Einstellung zu diesem Mann; denn genau und wörtlich übersetzt heißt es nun im Evangelium:

„Jesus aber, nachdem er ihn angesehen hatte, begann ihn zu lieben und er sagte ihm: Eines mangelt dir. Auf, verkaufe, was du hast und gib's den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir!“

Jesu Aufforderung an diesen Mann, alles zu verkaufen und ihm zu folgen – sie entsprang in diesem Fall einer plötzlichen Gefühlsregung, sie war der spontane Ausdruck einer aufbrechenden Zuneigung: „nachdem er ihn angesehen hatte, begann er ihn zu lieben“ (*emlephas autôî agapâesen auton*).

Die Wiedergabe in der Einheitsübersetzung ist sprachlich völlig unmöglich: „und weil er ihn liebte, sagte er...“. Besser die Lutherübersetzung: „Jesus sah ihn an und gewann lieb...“.

So etwas wird nie mehr sonst und in keinem anderen Evangelium noch einmal von Jesus gesagt:

„Er begann ihn zu lieben!“ – „Er gewann ihn lieb...“.

Nur wenn wir dies mitempfinden, können wir die Enttäuschung ahnen, die Jesus überfallen haben musste, als dieser Mann dann doch traurig und betrübt wegging; „denn er hatte ein großes Vermögen!“

Und so, wie Jesu Einladung, doch mitzukommen, Ausdruck seiner Zuneigung war, so ist das Folgende nun der Ausdruck seiner tiefen Enttäuschung. Das, was nun kommt, ist kein abgeklärter theologischer Lehrsatz, sondern da kommt eine starke, schmerzliche Enttäuschung zu Wort:

„Da sah Jesus seine Jünger an und sagte zu ihnen: Wie schwer ist es für Menschen, die viel besitzen, in das Reich Gottes zu kommen... Ja, meine Kinder, wie schwer ist es, in das Reich Gottes zu kommen. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes kommt.“

Hier spricht jemand, der einen möglichen Freund verloren hatte! Hier spricht jemand, der durch und durch Mensch war! Denn eigentlich hätte Jesus ja wissen müssen, dass man das alles *so* auch nicht sagen konnte; denn schließlich waren in seiner Jüngerschar auch Frauen, die ihn und seine Jünger mit ihrem Vermögen, mit ihrem Reichtum unterstützten (Lk 8,1-3). Da hatten Reiche durchaus in das Reich Gottes gefunden. Aber das konnte Jesus in diesem Moment nicht trösten.

Das aber bedeutet doch: Jesus war ganz offensichtlich ein Mensch, dessen Denken und Reden *wesentlich* auch von seinen Gefühlen abhängig war und mitbeeinflusst wurde. Aus diesem Grund war nicht nur er für die Schar seiner Jünger, sondern auch die Jüngerschar für ihn von so großer Bedeutung. Denn *sie* ließ ihn die Wahrheit seines Evangeliums *erleben*, in ihr erschloss sich Jesus die Herrschaft und das Reich Gottes unter uns.

Auf diesem Hinterrund werden nun aber auch all die Weisungen, die Jesus von sich aus ungefragt gab, geradezu selbstverständlich.

In ihnen meldet sich Jesu ganz konkrete Sorge um das Gottesreich in der Gestalt der Gemeinschaft seiner Freunde und Freundinnen. Dass sie es doch nicht verlieren oder zerstören möchten! Dass sie doch nicht plötzlich den Zugang zu ihm verlieren würden! Was Jesus seinen Jüngern und Jüngerinnen zu sagen hatte, war daher getragen von *seiner* Zuneigung zu ihnen und war deshalb auf *ihr* Leben bezogen – ganz konkret. Und wenn sie es zu hören bekamen, dann kam es für sie aus dem Mund dessen, von dem sie aus Erfahrung wussten, dass er sie persönlich (und nicht nur als austauschbare Verkörperungen des Menschengeschlechts) liebte, und dass sie in ihrer Gemeinschaft ihm am Herzen lagen.

Jesu Weg-weisende Worte wurden gesprochen, weil da einer war, dem etwas sehr Wichtiges, weil Wertvolles im gegenwärtigen Leben aufgegangen war und der nichts sehnlicher wünschte, als dass die, zu denen er da sprach, es verstehen und befolgen, weil er *wusste*, dass dann für sie alle „das Reich Gottes“ erfahrbar gegenwärtig wäre.

Doch genau das geht verloren, wo nur mehr der Wortlaut dieser Weisungen zu Gehör gebracht wird, ohne dass die Hörenden zugleich die Zuneigung und Freundschaft zu spüren bekommen, aus denen sie ursprünglich kamen, und ohne dass ihnen damit das Gottesreich in *ihrer* jeweiligen Lebenssituation gezeigt und aufgeschlossen wird.

Könnte es nicht doch vielleicht daran liegen, dass die Bergpredigt eben infolge dieses *Verlustes* oftmals nicht mehr bewirken kann als alle anderen „richtigen“ und gut gemeinten Gesetze? Und würde dieser Sachverhalt unsere ganze Verkündigung und all unsere erzieherischen Bemühungen nicht in eine *neue*, wenn auch unzeitgemäße Richtung lenken?

III. Der Ausweg

Angenommen, Jesus hatte mit der positiven Wahrnehmung seiner Gegenwart Recht; angenommen also, Jesus hatte Recht, dass er die Gerichtspredigt Johannes des Täufers nicht aufnahm und fortsetzte, sondern durch das

„Das Reich Gottes ist da!“ ersetzte, und angenommen, dieses positive Urteil über die Gegenwart gilt auch noch heute – wie werden wir dann unserer Gegenwart in ihrer uns von Jesus erschlossenen positiven Möglichkeit gerecht, wenn der Weg, den Matthäus mit Hilfe der Bergpredigt einschlug, nach dem Zeugnis der 2000jährigen Geschichte der Christenheit ganz offensichtlich nicht zu dem führen kann, was Matthäus erhoffte: zu der *größeren* Gerechtigkeit? Worin könnte dann die von Jesus erschlossene und im Bewusstsein der Christen lebendig gehaltene gesellschaftliche Alternative bestehen?

Das Erste und wohl Grundlegende, das wir von Jesus lernen müssten – schütteln Sie bitte jetzt nicht zu schnell den Kopf! - , das Erste also ist meines Erachtens die Einsicht, dass das gegenwärtige Reich Gottes nach Gemeinschaft verlangt – und zwar nach einer Gemeinschaft von Menschen, die sich und einander lieben (können) und die zugleich willens sind, von nun an so zu leben – oder es wenigstens zu leben versuchen - , wie es dem Reich Gottes entspricht. (Diese Situation getroffen zu haben, macht nicht zufällig das Bewegende und die Faszination vieler Ordensgründungen aus!)

Das Reich Gottes wird also weder als eine mitreißende Bewegung existieren können, die aus lauter Begeisterung keine Bedenken aufkommen lässt, noch wird es sich jemals mit Hilfe von Geboten und Verboten bei Menschen durchsetzen lassen, die sich einfach nicht lieben können (auch dafür ist das Matthäusevangelium ein beeindruckendes Beispiel!).

Zugegeben, gegen eine solche Behauptung regen sich in uns ganz spontan zunächst einmal Widerstände, Unverständnis und ungläubiges Kopfschütteln – aber doch wohl zu Unrecht; denn das Reich Gottes hat nun einmal nichts mit der Frage nach dem *ewigen* Heil und der menschlichen *Erlösung* zu tun – und deshalb wird seine Wahrheit verdunkelt, wenn der Eindruck erweckt wird, es gehe verloren, wer nicht am gegenwärtigen Reich Gottes Anteil habe. „Reich Gottes“ und „Kirche“ lassen sich auch deshalb nicht zur Deckung bringen!!

Das hat nichts mit Kirchenkritik oder gar „Kirchendemontage“ zu tun – was sehr schnell klar wird, wenn wir versuchen, uns selbst bewusst zu machen und es anderen verständlich zu sagen, was wir denn *inhaltlich* meinen, wenn wir heute von der *Gegenwart des Reiches Gottes* sprechen. Das aber wird nur möglich sein, wenn wir zur Kenntnis genommen und bedacht haben, welche *Erfahrungen* in Israel und für Israel dazu geführt haben, von Gottes „Herrschaft, Königtum und Reich“ zu sprechen; denn auch in Israels Denken und Reden fiel der Begriff „Reich Gottes“ ja nicht einfach vom Himmel her. In diesem Begriff verdichteten und klärten sich für die Menschen in Israel ganz bestimmte persönliche und gesellschaftliche Erfahrungen!

Freilich, das ist – wie Sie gewiss zugeben werden – in unserem Zeitrahmen nicht mehr zu leisten, zumal ich Sie wenigstens kurz noch auf eine weitere Schwierigkeit aufmerksam machen möchte, der wir uns stellen müssen, wenn die Impulse, die von Jesu Reich-Gottes-Verkündigung ausgehen könnten, nicht ins Leere verpuffen sollen:

Jesus lebte seinen Glauben an die Gegenwart des Reiches Gottes aus der Überzeugung: „Die Zeit ist voll!“. Für irgendwelche längere Entwicklungen und zeitraubende Gestaltungen gab es da keinen Raum mehr, und unter dieser Voraussetzung wurden auch menschliche Bindungen weithin zweitrangig.

Das geht für uns heute nicht mehr! Wir können nun einmal nicht davon absehen, dass unser Leben und das Leben unserer Kinder und Kindeskinde Teil eines evolutiven Prozesses ist, aus dem wir, zumindest als Gemeinschaft, nicht willkürlich aussteigen können und dessen Ende für uns außerhalb jeder möglichen Vorstellung liegt.

Das hat nun aber für all unsere Weisungen und Gebote – vor denen wir uns nie drücken können, wenn uns am Leben liegt! – eine doppelte Konsequenz:

Anders als Jesus können und dürfen wir nie davon absehen, dass das Leben unvollkommen, begrenzt, dem Zufall ausgesetzt und der Vergangenheit verhaftet ist und bleibt.

Andererseits sollten wir aber auch nie außer Acht lassen, dass viele Weisungen nur im Blick auf das Ende und vom Ende her ihre Rechtfertigung bekommen können und dennoch heute schon *im Grunde* einzig richtig sind. Und eben *dadurch* ist das jeweilige Leben stets auch das virtuelle Gottesreich, das wir in dem Maße verwirklichen und zur Erfahrung bringen, in dem es uns gelingt, uns mit einander im verstehenden Umgang mit allem Lebendigen und im Vertrauen auf Gottes endgültige Herrschaft führen und leiten zu lassen.

Wenn wir solches versuchten (zu Beispielen vgl. die folgende Aussprache), würde für uns gewiss nicht der Himmel auf Erden beginnen. Auch in unseren Freundschaften bleiben wir „ein Stück“ dieser Welt. Doch wenn wir uns dann entschließen könnten, *unbeirrt zu versuchen*, bei all den unvermeidlichen Schwierigkeiten, Problemen und Entfremdungen nach den von Jesus genannten „Maßstäben des Gottesreichs“ mit einander umzugehen, dann werden wir nicht nur erfahren, dass das Leben der Raum von Gottes Reich sein kann. Wir werden dann auch immer und immer wieder erfahren, dass das Leben wahrhaftig ungeahnt Positives in sich birgt, *im Grunde* überaus schön ist und uns auch von sich aus ermutigt, Jesu Botschaft zu glauben:

„Das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!“

Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen